



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

armen Schelme waren ganz blaß und abgemagert; einen erkannte ich, aber ich war zu glücklich, um nach Rache zu dürsten; sie verdienten den Tod nicht, nur der Officier war schuldig, und ich befahl, sie in Freiheit zu setzen. Jetzt fielen die Armen vor mir auf die Knie, und umfaßten meine Füße und riefen mit Thränen: „Gnädiger Herr, wenn Sie wüßten, was wir Alles gelitten haben!“ — „Liebe Freunde,“ sagte ich, „ich habe auch etwas erfahren.“ Ich gab ihnen Geld und befahl, für sie in einem Gasthause Essen zu bezahlen. Am 15. September verließ ich Semlin mit dem Dampfschiff und fuhr die Sau hinauf und kam in Graß an: lange Zeit hatte man mich für todt gehalten, aber doch hatte man bei meiner Mutter die Hoffnung aufrecht erhalten, mich noch lebend zu sehen. Anfangs, als ich verschwunden war, hatte man geglaubt, ich sei in der Donau ertrunken oder bei Balanka erschossen worden; später erfuhr man, daß ich in Peterwardein war, noch später, daß ich mit meinen vier Leidensgenossen verurtheilt worden sei, und da Leute aus Neusatz versichert hatten, ich sei erschossen worden, hatten meine Familie und meine Kameraden alle Hoffnung aufgegeben, mich wiederzusehen. Einige Tage nach meiner Ankunft in Graß fand ich auf meinem Tisch die Fensterscheiben aus meiner Kasematte; ein Freund, der sich nach der Uebergabe von Peterwardein mein Gefängniß hatte zeigen lassen, hatte die Scheiben ausgehoben und sie mir zur Erinnerung an meine Leidenszeit überschickt.

W o c h e n s c h a u .

Neuigkeiten des französischen Theaters. — Im Allgemeinen haben die Franzosen in neuerer Zeit die Neigung, ihre Stücke in Prosa zu schreiben, wie sie überhaupt jede Unbequemlichkeit, die künstlerische Anforderungen oder historische Gewissenhaftigkeit ihnen entgegensetzen, so viel als irgend möglich zu vermeiden suchen. Doch gilt bei alle dem das Drama in Versen noch immer als die höhere Kunstgattung. Unter allen Pariser Theatern ist es das Odéon, welches die Versuche junger Dichter, in Alexandrinern zu schreiben, am meisten begünstigt. Aus diesem Theater sind Ponsard, Emile Augier und mehrere Andere hervorgegangen, die in neuerer Zeit nicht ohne Erfolg das Drama in Versen angebaut haben. Noch vor kurzem erregte die Sappho von Philoxene Boyer, über welche wir seiner Zeit berichtet haben, auf diesem Theater die Theilnahme des kunstliebenden Publicums. Ein neues fünfactiges Stück, Don Gaspar von Adrien Leliou, welches volle vier Stunden dauert, hat einen noch größeren Erfolg erreicht. Es spielt zu den Zeiten Philipp's II. und der Inquisition. Don Gaspar ist von derselben für irgend ein Verbrechen zum Tode verurtheilt, und man glaubt, daß er im Kerker gestorben sei; er ist aber durch die Aufopferung eines Kerkermeisters gerettet und spielt auf den Straßen von Madrid die Rolle eines Bettlers und Wahrsagers. Ganz Madrid fürchtet ihn, denn es gibt kein Geheimniß, das ihm

verborgen bliebe. Gaspar hatte ehemals ein Weib und einen Sohn; die Erstere hat aber die Trauerkleider nur einen Monat getragen und sich dann mit einem reichen Hidalgo vermählt; Don Gaspar selbst ist im Verborgenen Zeuge davon gewesen. Er hat diesen Schmerz überwunden, aber er will wenigstens seinen Sohn Friedrich vor den Gefahren retten, die ihn von Seiten des Tyrannen bedrohen, und so erfolgt nun eine Reihe rührender und spannender Intriguen, die endlich ein Ende mit Schrecken nehmen; der junge Friedrich wird mit seiner Braut, welche zugleich eine Geliebte des Königs ist, vergiftet.

Einen andern Charakter hat das Théâtre des Variétés. Wir haben hier die tugendhaften Bajazzos, die aufopfernden Grisetten, die thränenreichen Lumpensammler, kurz, das sogenannte Volksdrama. Ein neues Vaudeville dieser Art, Johanna, von Anicet Bourgeois, ist neuerdings daselbst aufgeführt. Johanna ist eine tugendhafte Grisette aus der Straße Boucherat, die sich aber von einem schlauen Verführer, Delbare, verleiten läßt, nach England herüber zu reisen und sich von dem Schmidt zu Gretnagreen trauen zu lassen. Sie muß nun zu ihrem Schrecken erfahren, daß diese Trauung vor den französischen Gesetzen keine Gültigkeit hat, daß Delbare bereits verheirathet ist und mehrere Kinder hat. Anstatt darüber in Entrüstung zu gerathen, beschließt sie, ihren Verführer zu bessern und ihn zunächst mit seinem alten Hausstand wieder auszusöhnen. Diesen Plan verfolgt sie auf die Weise, daß sie ihn durch die unleidlichsten Capricen quält; sie verlangt jeden Morgen eine neue Schüssel für ihr Frühstück, jeden Abend eine neue Toilette, um in die Oper zu gehen, kurz, sie macht ihm das Leben sauer, daß er anfängt mit Bedauern an seine frühere Gattin zurückzudenken; sie benützt diese günstige Stimmung seines Gemüths, führt ihn zu seiner frühern Gemahlin zurück und gibt ihm außer ihrem Segen noch die Summe von hunderttausend Francs, welche sie ihm von seinen tollen Verschwendungen erspart hat. — Eine ähnliche Großmuthsscene bildet das Perlenhalsband, Vaudeville in drei Acten von Mazères, aufgeführt auf dem Gymnase. Louise, die liebenswürdige Tochter eines reichen Banquiers, Delpierre, hat zwei Anbeter, den jungen Grafen von Montgeron und einen jener schweigsamen, aufopfernden Amerikaner, die eigentlich in keinem Roman fehlen sollten, Namens Dublin. Der junge Graf ist der Geliebte; aber leider kann er einen Wechsel von 100,000 Francs nicht bezahlen, welchen der alte Banquier von ihm in Händen hat. Dieser bedroht ihn mit den schrecklichsten Verfolgungen des Gesetzes und setzt dadurch seine Tochter in die größte Trauer. Gern möchte sie ihren Geliebten befreien, aber sie besitzt nur ein Perlenhalsband von nicht erheblichem Werth. Da stellt sich zu rechter Zeit der sentimentale Amerikaner ein, welcher von seiner feurigen Liebe keinem Menschen etwas gesagt hat; er bezahlt das Halsband mit 150,000 Francs, um doch ein Andenken von Louise zu haben, und kehrt dann, nachdem er die beiden Liebenden, deren Verbindung kein Hinderniß mehr im Wege steht, gesegnet hat, in die Wildniß zu seinen Rothhäuten zurück.

Aus Kassel. Mundschriften an kurhessische Geistliche. — Es ist aus öffentlichen Blättern bekannt, daß das Ministerium Hassenpflug unter Anderm auch Maßregeln gegen demokratische und halbdemokratische Schullehrer eingeleitet hat. Minder bekannt scheint ein um dieselbe Zeit erfolgtes Ausschreiben des Consistoriums an die Prediger geworden zu sein.

Seitdem die früheren Consistorialräthe in Folge der Bequartierung als solche ihre Entlassung genommen haben, werden die Consistorialgeschäfte unter dem Präsidium des Bezirksdirectors Wachs von einem Kasselschen und mehreren auswärtigen Geistlichen auftragsweise versehen, indem die Letztern von Zeit zu Zeit nach Kassel kommen und den Sitzungen beiwohnen. Seele des Consistoriums scheint aber der Ministerialreferent und Consistorialrath Wilmar zu sein. Das zeigt unter Anderm das gedruckte Mundschreiben, welches das Consistorium unter dem 28. Januar 1851 an die Pfarrer erlassen hat. Obwohl dasselbe in scharfen Ausdrücken und vom strengorthodoxen Standpunkte aus abgefaßt ist, so ist es doch in vieler Hinsicht ein Wort zu seiner Zeit; und da der Christ überhaupt und der Geistliche insbesondere Ohr und Herz niemals verschließen soll gegen einen Ruf zur Buße, so wünschen wir dieser epistola encyclica unbefangene Würdigung besonders von denen, an welche sie zunächst gerichtet ist. Dagegen wollen wir auch einige Ausstellungen und Bedenken nicht zurückhalten, die sich uns bei der Durchlesung dieses Actenstücks aufgedrängt haben.

Da lesen wir unter Anderm die schwere Anklage, „daß es auch an solchen Geistlichen der Landeskirche nicht gefehlt hat, welche der Revolution gedient haben, anstatt ihr mit den Waffen des Geistes in ihrem Amte, wie im Leben entgegenzutreten. Denn wie soll man es anders bezeichnen, wenn Prediger des Evangeliums zu einer Zeit der Gefahr, wo ein festes Stehen zu dem durch einen Glauben mit ihnen verbundenen Landesherren und Inhaber der oberbischöflichen Gewalt für jeden Christen, geschweige denn für jeden Diener am Worte Gottes dringende Pflicht war, nicht blos in ihrem Privatleben Grundsätze vertraten, welche mit der eidlich gelobten Treue gegen den von Gottes Gnaden regierenden Fürsten völlig unvereinbar sind, sondern selbst die Kanzel dazu mißbrauchten, um bald versteckt, bald offen die Handlungen der höchsten Landesobrigkeit einer gehässigen Kritik zu unterwerfen und dieselben zu verdächtigen.“ Erwägt man, daß die mit Vernehmung der Consistorialgeschäfte beauftragten Geistlichen eifrige Mitglieder, zum Theil Mitbegründer des Treubundes und enthusiastische Verehrer der durch Hassensflug vertretenen Politik sind, so scheint es fast, als erwarte man von unsern Pfarrern, daß sie ihre Treue im Amte durch Beitritt zum Treubund bewähren, ja daß sie sich dazu hergeben sollten, von der Kanzel herab das Hassensflug'sche Regiment gegen die lautgewordenen Angriffe zu vertheidigen, während die alten Kirchenordnungen den Geistlichen ausdrücklich die Einmischung in „politische Hadersachen“ verbieten. Schon jetzt wird in dem Ausschreiben selbst mit Grund über die Mißachtung der Kirche und ihrer Diener geklagt. Diese Mißachtung würde doch noch bedeutend gesteigert werden, wenn die Geistlichen, denen kein competentes Urtheil in den juristisch-politischen Streitfragen zustehen kann, sich dazu herbeilassen wollten, alles Dasjenige für Recht zu erklären, was der Gewalt gefällt. Das hieße die Kirche zur Magd des Staats, ja des augenblicklich herrschenden politischen Systemes erniedrigen. Das sei fern!

Wir lesen ferner eine nachdrückliche Hinweisung der Geistlichen auf ihre Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, wie sie unsre alten Kirchenordnungen vorschreiben. Abgesehen nun davon, daß die Herren Consistorialen selbst dieser Hinweisung einen Theil ihrer Kraft entzogen haben, indem sie hinsichtlich der Verwarnung derselbigen Kirchenordnungen vor Einmischung in politische Streitsachen ihrer „eigenen Weisheit“ gefolgt sind: so muß es auch gerechtes Befremden erregen, daß das Consistorial-Ausschreiben die unter dem Minister von Haustein im Jahre 1838 eingeführte damals

vielbesprochene Reversformel gänzlich ignorirt, welche den Diener des Evangeliums verpflichtet: „Die christliche Lehre nach Inhalt der heiligen Schrift und mit gewissenhafter Berücksichtigung der Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu verkünden“, wodurch jede unevangelische Symbolknechtschaft gesetzlich abgewehrt ist.

Das Schlusswort spricht die Zuversicht aus, daß die Wahrnehmung der sittlichen, religiösen und materiellen Gebrechen „unseres armen, unter Mörderhände gefallenem Volkes“ für die Geistlichen neue Antriebe abgeben werde, mit allen persönlichen und amtlichen Gaben ihren Gemeinden in aller Selbstverläugnung zu dienen. Insbesondere wird es den Pfarrern zur „strengsten Pflicht“ gemacht: „aller und jeder gegen den Landesherrn und seine Organe, sowie gegen landesherrliche Anordnungen gerichteten Polemik, möge dieselbe in klaren Worten oder vermittelst versteckter Anspielungen geübt werden, bei Meidung empfindlichen Einschreitens sich zu enthalten.“ Daß die Prediger keine Tagespolitik, am wenigsten politische Polemik gegen die Obrigkeit auf die Kanzel bringen sollen, geben wir ohne Weiteres zu. Ebenso entschieden müssen wir es aber mißbilligen, wenn orthodoxe oder halborthodoxe Geistliche auf der Kanzel sich wie Organe des zeitweiligen Ministeriums geberden. Und was insbesondere den drohenden Fingerzeig wegen einer durch „versteckte Anspielungen“ geübten Polemik anlangt, so würde durch eine in solchem Sinne gehandhabte Kirchendisziplin leicht der ärgerlichsten Willkür Thür und Thor geöffnet werden. Denn was vermöchte eine von Tendenzrücksichten geleitete Kirchenbehörde, die selbst nicht über den politischen Parteien steht, sondern deren Glieder als Mitglieder des Treubundes ganz entschieden politische Partei ergriffen haben, — was vermöchte eine solche Kirchenbehörde nicht Alles unter den vagen Begriff „versteckte Anspielungen“ zu subsumiren! So hat man in der noch vom alten Consistorium im October v. J. erlassenen Bußtagsankündigung und den dazu gehörigen Kirchengebeten persönliche Bezugnahme auf das jetzige Ministerium, in der Predigt eines Kasselschen Geistlichen über den Text: „Wer im Geringssten treu ist 2c.“ eine Anspielung auf den Greifswalder Proceß gefunden. So könnte man also auch leicht in einer Predigt über den Text: „Was du gelobest, das halte 2c.“ eine Anspielung auf Hassenpflugs Ministerprogramm — in einer Predigt über das Schriftwort: „Was recht ist, muß recht bleiben 2c.“ eine Anspielung auf die Haltung unsres Richterstandes finden. Kurz, der Pfarrer, wenn er nicht selbst zum Treubund gehört, wird bei der Wahl und Bearbeitung des Textes jedesmal sorgfältig prüfen müssen, ob er auch nach oben nicht anstoßen werde; denn leicht könnte es ihm sonst ergehen, wie jenem Pastor, dem der adelige Kirchenpatron, so oft derselbe die Kirche besuchte, jedesmal den Vorwurf machte, daß er seine Predigt ganz speciell darauf eingerichtet habe, ihn zu zerknirschen.

Kleine Nachrichten aus dem Serbenland. — Einem interessanten größeren Manuscript einer Reise durch die Südslavenländer, welche nächstens im Druck erscheinen soll, entnehmen wir einige Notizen über Culturverhältnisse und Persönlichkeiten dieser politisch wichtigen Gegend.

Druckereien und Buchhandel im Fürstenthum Serbien.

Ein stattliches Gebäude in Belgrad ist nach der Bezeichnung der Einwohner die „Typographia“, wo die „Novine“ und die „Anjige“ (Zeitungen und Bücher) gedruckt werden. Diese Druckerei ist die einzige in Serbien und Eigenthum des Staates.

Die Art und Weise, wie sie betrieben wird, wird gelobt, da die Regierung keine Kosten scheut, um tüchtige Arbeiter und Werkleiter für sie zu gewinnen. Wirklich sind in jüngster Zeit Druckwerke aus ihr hervorgegangen, die an typographischer Pracht und Vollendetheit nichts zu wünschen übrig lassen, z. B. die Apotheose Cerni Gjorgi's, ein übrigens serviles Guldigungsgebidt auf die herrschende Dynastie. Auffallend ist es jedoch, daß die Regierung die Druckerei nicht zur Herausgabe eines eigenen officiellen Blattes benützt. Des publicistischen Einflusses auf die öffentliche Meinung sich gänzlich entschlagend, begnügt sie sich damit, dem Eigenthümer eines Privatblattes, der „Sebske novine“, für die Aufnahme der amtlichen Verlautbarungen ein jährliches Pauschale zu bezahlen. So sehr im Allgemeinen das geistige Emporstreben des Fürstenthums ein sehr regsameres genannt werden muß — in Belgrad besteht unter anderem eine Akademie, an der die Lehrfächer des Gymnasiums, der Theologie, des Jus, der Philosophie und der Naturwissenschaften von mehr oder minder tüchtigen auf deutschen Universitäten gebildeten Lehrern besetzt sind — so schwierig es immer noch wird, eine literarische Unternehmung in Aufnahme zu bringen. Theilweise hat der, wie auch an sich kleinliche, so doch mit sehr viel Animosität betriebene orthographische Streit zwischen den Anhängern der alten Kirchenorthographie und der neuen einfachen Buk's daran Schuld, und es hat namentlich manches mit der leßtern geschriebene Buch gegen mannichfache Vorurtheile zu kämpfen. Dazu kommt der Mangel alles und jedes Buchhandels. Es gibt keine Buchhändler in Serbien, keine Verleger. Dem Schriftsteller stehen nur zwei Wege offen, sein Werk in die Deffentlichkeit zu bringen. Entweder Jemand kauft es ihm ab, versteht sich für eine Kleinigkeit, läßt es drucken und gibt es auf Pränumeration heraus, oder der Schriftsteller muß sich selbst mit der Sammlung von Pränumeranten, mit Besorgung von Druck und Herausgabe befassen. Auf diese Weise erschienen Buk's sämtliche Bücher, die gleichsam als der Grundbau der neuen serbischen Literatur angesehen werden können, seine drei Bände Volkslieder, seine viel angefeindete Uebersetzung des neuen Testaments, seine Sprichwörter u. s. w., auf diese Weise die Schriften von Subotitsch, Raditsch, und der meisten Andern, wobei es nicht entgehen kann, daß die Pränumerantenverzeichnisse mancher Bücher nichts als Wiederholungen von Namensverzeichnissen sind, da der Kreis derjenigen, die sich für Förderung der Literatur interessieren, außer den Fürsten Obrenowitsch und dem regierenden Fürsten in der Geistlichkeit, den Beamten, Kaufleuten und Aerzten abgeschlossen ist. Kleine belehrende Bücher hingegen läßt die Regierung auf Staatskosten drucken.

Die gegenwärtige Germanisirung der Südslaven in der Baczka. — Wir brachen nach Kuplin auf. Am Wagenschlage erwartete uns die Gestalt eines kleinen dicken Mannes, der sich als Fiscal der löblichen Ortsgemeinde von G . . . präsentirte, gegen meinen Begleiter, einen Officier die Versicherung aussprach, daß er einzig und allein deshalb an den Treppen unserer Kalesche harre, um den tapfern Kämpfer für Vaterland und Nationalität, den er augenblicklich erkannt habe, seine unbegrenzte Hochachtung auszusprechen, nebenbei aber auch zu verstehen gab, daß er mit uns einen und denselben Weg vorhabe, und daß es ihm schwer sei, in diesen üblen Zeiten Wagen und Pferde aufzutreiben.

Wir luden den kleinen dicken Fiscal ein, in unserem Wagen mit einem Plaze vorlieb zu nehmen und hatten nach wenigen Minuten das Vergnügen, ihn im Besitze

des ganzen Rückfuges uns gegenüber zu sehen, eine Kappe, wie sie während des Aufstandes die Nationalofficiere trugen, aus hellblauem Tuche, weiß und roth eingefast, in das schwarze, krause Haar gepreßt, die Hände über den ziemlich umfassenden Bauch gefaltet, und den Ausdruck der tiefsten Besorgtheit in dem dicken, kupferrothen, durchaus von keinem Herzweh zeugenden Angesichte.

„Nun, wie geht es, *spectabilis*, seitdem der Krieg zu Ende ist?“ so versuchte mein Reisegefährte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, das sich bisher blos um Anmahnung und Ablehnung von Lobreden gedreht hatte.

„Schlecht, *cum permissione*, sehr schlecht!“ erwiderte der Fiscal. „Es gibt keine Proceffe!“

„Das ist ein Zeichen des Friedens.“

„*Cum permissione*, Herr,“ wandte der Fiscal ein, „das ist ein Zeichen, daß die Leute nichts haben. Was das für ein herrliches Land sonst war, voll Proceffe und Proceffe, die man wie eine eiserne Kuh von Kind und Kindeskindern vererben hat können. O, der heillose Krieg hat das blühende Land um Alles gebracht!“

„Und doch reisen Sie in Proceßangelegenheiten, wie Sie uns beim Einsteigen sagten.“

„Proceßangelegenheiten! Was sind das für Proceßangelegenheiten, *cum permissione*? Eine Prügelei, wobei Einer halb todt auf dem Plage liegen bleibt. Zum Glück für uns FISCAL weiß eigentlich kein Mensch, wohin man sich jetzt mit einer Klage zu wenden hat. Da reist man denn zur Kriegsbehörde, von der wird man nach Temeswar geschickt, wo man Einen an den prov. Bezirksamte weist, der wieder an den prov. Bezirksunteramte, der an den prov. Magistrat, bei dem man hätte nach altem Brauch gleich klagen können. Da helfen denn unser Einem die vielen Reisen etwas heraus. Sonst aber ist es schlimm, *cum permissione*, sehr schlimm!“

„Ihr habt das Opfer der nationalen Sache gebracht.“

„Der nationalen Sache? Da will ich mir erlauben, gleich eine nationale Sache *cum permissione* zu produciren!“

Der Fiscal zog bei diesen Worten eine Schrift aus der Briefftasche, entfaltete sie, und reichte sie uns hin.

„Das ist also die nationale Sache, daß sich nun unsere Notare und Beamten abmühen müssen, schlecht deutsch zu schreiben, während sie sich früher nicht herbeilassen wollten, gut magyarisch zu schreiben?“

Die Schrift, die wir in Händen hatten, war eine Anzeige an das Oberdistrictscommissariat, von dem Notarius einer Dorfgemeinde verfaßt und von den Gemeindevorständen unterschrieben, und enthielt die gemeindliche Bestätigung einer *species facti*. Wenn ich den Lesern dies Document in seiner leibhaftigen Fassung vorführe, so geschieht es wahrlich nicht, um sie zu belustigen, sondern um ihnen ein Material zur Berechnung an die Hand zu geben, wie lange es wohl dauern dürfte, bis die Wojwodina ein würdiges Mitglied des deutschen Bundes sein wird, wenn im Jahre 1850 eine obrigkeitliche Person, die es sonst sehr gut verstand, magyarisch oder serbisch mit den Behörden zu verkehren, in folgender Weise der Anforderung, daß sie nun mit den höhern Behörden deutsch verkehre, Genüge leistet. Die Schrift lautete, kurz und bündig, jedoch die neue wojwodinisch-deutsche Orthographie nur andeutungsweise wiedergegeben, folgendermaßen:

„Hochwohl- und hochgeborner Ober-Districtscommissariat!

„Das is Wohres vor Prügel von Dorf Bonemčica! Gjorgje Bijanić kummt haus voll. Nehmen Gjorgje Bijanić Sack, klupp seine Weib Jela Bijanić mit Sack af Buckel. Weib nehmen Drbo (Holz), klupp Gjorgje Bijanić Buckel seine. Gjorgje Bijanić klupp seine Weib statt Buckel, af Kopp klupp. Weib schrei, Kaž schrei, Madaraß (Name des Hundes) schrei, kummt Noehbol Pera Steplatic, prügel Monn, Weib, Kaž, Madaraß und Alles. Am besten prügel Steplatic Bijanić Monn. Got Bijanić Loch af Kopp sehr gut tief. Kaž krepir. Weib brochen Hand zwei Stuck. Madaraß Aug bei Teufel. Das ist Wohres Species facti, attentatum triplex cum perditu felis. Bezeugen mit eigenes Aug und schreiben mit eigene Hand unterthänigste Unterthanen und Knez und Schworne von Gemeinde Bonemčica.“

Datum 2c. 2c. anno 1850.

Folgen die Unterkreuzungen.

Der Fiscal versicherte uns übrigens, daß obencitirtes Actenstück noch zu den Besseren zähle und daß der Notar des Dorfes Bonemčica keineswegs die höchstgestellte Person im Lande sei, der die deutsche Sprache ein böhmisches Dorf sei.

„Da haben wir unser nationales Paradies!“ schloß der Fiscal. „Voluimus evitare Charybdim et incidimus in Scyllam, cum permissione, auf deutsch, so gut ich armer Serbe deutsch kann, wir wollten der Pfüge ausweichen, und sind in die Lacke gefallen, versteht sich cum permissione!“

Die Ankunft in Kulpin beraubte uns des Vergnügens, den dicken Fiscal noch fernerhin unser Vis-à-vis nennen zu dürfen. Einige Daten, die er zu seinem Prügelpromesse zu sammeln hatte, geboten ihm, sich hier einen Tag aufzuhalten.

Die Entstehung der Dörfer im südlichen Ungarn. — Fast alle Dörfer in der Bačka und im Banate, so wie in ganz Ungarn überhaupt tragen in ihrer Anlage und in ihrem Aussehen die Geschichte ihres Ursprungs, den Stempel des eigenthümlichen Verhältnisses zwischen Herrschaft und Unterthanschaft zur Schau. Ein Edelmann, der ein Stück Landes durch Kauf, durch eine Heirath an sich gebracht oder von der Krone für ausgezeichnete Kriegsthaten geschenkt erhalten, baute sich in der Mitte seiner neuen Besitzung ein geräumiges, seinen adeligen Bedürfnissen angemessenes Wohnhaus. Diese adeligen Bedürfnisse erstreckten sich in den guten alten Zeiten nicht über zwei geräumige Wohnstuben, einen sehr geräumigen Speisesaal, in dem eine möglichst lange Tafel aufgestellt und möglichst viele Gäste bewirthet werden konnten, einen Seitenflügel zur möglichst bequemen Unterkunft der Gäste und Trinkfreunde des gnädigen Herrn und endlich einen trefflichen Weinkeller und einen gesunden Pferdestall. Die Pustken, die rings um das neugebaute Herrenhaus lagen, brauchten Hände, wenn sie bearbeitet werden und dem Gnädigen so viel einbringen sollten, als er und seine Gäste jährlich brauchten. Geld, um die Hände zu bezahlen, war aber selten vorhanden, und wäre es vorhanden gewesen, so wären selbst für die beste Bezahlung keine Hände zu bekommen gewesen. Die Türkenkriege hatten, namentlich im östlichen Theile Südungarns, unter der Bevölkerung so aufgeräumt, daß auf ganzen Landstrecken, größer als mancher souveräne deutsche Staat, keine lebendige Seele athmete. Der gnädige Herr, wenn er nicht in die Zeiten Abels zurückkehren, und im Namen Gottes den Boden zu bebauen anfangen wollte, mußte sich nach Anstiedlern umschauen. Da wurde denn an einen guten Freund in der von den Kriegen weniger heimgesuchten Slowakei, an einen Trinkbruder im Lande um

Debreczin, an einen Waffengeführten in Syrmien, an einen zweiten an der galizischen Grenze geschrieben und von diesen einige ihrer Unterthanen erbeten, die dafür, daß sie dem gnädigen Herrn die Pflüsten bearbeiteten, mit Grund und Boden belehnt werden sollten. Auf seine eigenen Kosten oft holte sich der gnädige Herr die ihm abgetretenen Unterthanen herbei, und so ließen sich denn in der Umgebung des einen Herrenhauses Slowaken, in der eines andern Magyaren, dort Serben und hier Ruthenen, an manchen Orten die Auswanderer mehrerer Gegenden zugleich oder nach einander nieder, auch fleißige Deutsche aus dem fernen Schwabenlande fanden sich ein und sie bauten ihre Hütten und bearbeiteten ihre eigenen Sessionen, so wie auch das Feld und den Weinberg des Herrn, und vermehrten sich und füllten den Ort, so wie auch den Säckel des gnädigen Herrn, und in wenigen Jahrzehenden blühte ein Dorf mitten in dem weiten Haidelände.

Die Ansiedler haben aber nicht nur ihre Spaten und Rechen, sondern auch ein jeder seinen eigenen Herrgott, seine Sprache und seine Jacke mitgebracht und haben an dieser Dreieinigkeit festgehalten bis auf die jüngsten Tage und so hat man denn, wenn man in ein südungarisches Dorf kömmt, vor allem Andern zu fragen:

„Welche Sprache spricht man in diesem Dorf?“

Spanien und die Spanier, geschildert von Emanuel v. Cuendias, mit vielen Holzschnitten und Aquarellen. Brüssel und Leipzig, C. Muquart. 1849.

Eine neue Ausgabe dieses Buches, welche in einzelnen Lieferungen erscheint, möge dazu beitragen, dem glänzend ausgestatteten Werke die Aufmerksamkeit des Publicums zuzuwenden. Die Verlags-handlung hat das Verdienst, durch eine Reihe von Büchern, welche nach deutschen Begriffen Prachtwerke sind, für die Decoration unserer Salontische und eleganten Bibliotheken gesorgt zu haben. „Catlin's Indianerbuch,“ „H. Berghaus, die Völker des Erdballs“ und „die Baudenkmäler aller Völker der Erde,“ sind neben andern Kupferwerken aus demselben Verlage hervorgegangen. Das Werk von Cuendias über Spanien enthält außer einer großen Menge von Holzschnitten, welche dem Text eingedruckt sind, auch viele Aquarelle, welche Gegenden und spanische Trachten darstellen. Der Text ist von einem Manne, welcher Spanien genau kennt, die Darstellung ist in französischem Styl, scharf pointirt, lebhaft und unterhaltend. Mannichfaltigkeit des Inhalts ist auf Kosten der Ausführlichkeit der Darstellung vielleicht zu sehr erstrebt; eine Menge von eingestreuten Zügen aus dem Volksleben, Geschichten und Sagen ergänzen übrigens die Beschreibung und die Abbildungen. Spanien gehört zu den Ländern, welche von den Kämpfen der letzten Jahre fast unberührt geblieben sind. Es fängt gerade in dieser Zeit an, sich von den tiefen Wunden, welche ihm die Bürgerkriege geschlagen haben, zu erholen, und die mannhaften und schönen Völkerstämme, welche dasselbe bewohnen, der reizende Himmel und die grandiosen Denkmäler der Kunst auf seiner abenteuerlichen und großen Vergangenheit fangen an, dies Land zu einem Gegenstand der Aufmerksamkeit für den Industriellen, den Gelehrten, den Künstler und alle die Reisenden zu machen, welche Schönheit und Genuß in der Fremde suchen. Dies Blatt hofft in kurzem seinen Lesern eine Reihe von Schilderungen aus der Gegenwart Spaniens zu bringen, und im Voraus sei hier auf das Werk von Cuendias als eine Ergänzung dieser Darstellungen verwiesen.

Notiz für die englische Industrieausstellung. Es ist vorauszusehen, daß zu der großen Ausstellung, welche im Mai d. J. zu London eröffnet wird, außer den-

jenigen, die um der Industrie willen hinreisen, auch eine große Menge Neugieriger die Gelegenheit benutzen werden, um London in seinem vollen Glanze zu sehen. Es ist freilich unbestreitbar, daß der ungeheure Zusammenfluß von Nationen aus allen Weltgegenden der Riesenstadt einen Aublick geben wird, der für den Fremden wie für den Einheimischen etwas Imponirendes haben muß; aber man darf auch nicht die Rehrseite des Gemäldes aus den Augen lassen. Wir machen unsere Leser auf einen Aufsatz im Februarhefte von Fraser's Magazine aufmerksam, in welchem die Annehmlichkeiten des dortigen Aufenthalts in einer nicht sehr reizenden Weise dargestellt werden. Man rechnet auf die sechs Monate, welche die Ausstellung währen soll, auf das Eintreffen von circa zwei Millionen Menschen. Schon jetzt haben die Preise der Wohnungen, auch der kleinsten, eine Höhe erreicht, die selbst dem Engländer, der doch in solchen Dingen an andere Verhältnisse gewöhnt ist als wir, exorbitant erscheint. Wer nicht im Stande sein wird, diesen Preis zu erschwingen, muß in elenden Baracken sein Unterkommen suchen. Eine gleichmäßige Steigerung des Preises wird in allen übrigen zum Leben nöthigen Dingen eintreten, ja man ist schon zweifelhaft darüber, wie man überhaupt eine solche Menge ernähren soll, zumal da vorauszusehen ist, daß ein großer Theil der Besucher sich zur Zeit der Eröffnung nach London drängen wird. Außerdem wird das Gedränge in den Räumen der Ausstellung, die doch nur 50,000 Menschen (also beinahe die Zahl der Einwohner von Leipzig) umfassen können, so groß sein, daß man zuweilen Tage lang vergebens auf den Eintritt warten wird. Von der tropischen Hitze, die in diesen der Sonne ausgesetzten Hallen, namentlich im Juni und Juli eintreten muß, werden uns nicht sehr lockende Vorstellungen gemacht. Wir machen auf diesen Umstand aufmerksam, nicht etwa um die Reiselustigen abzuschrecken, aber um sie doch aufzufordern, sich wohl vorzusehen, und ihre Erwartung nicht zu hoch zu spannen.

Moyer Collard und seine Studenten. — Als der berühmte Moyer Collard Professor an der Pariser Universität wurde, kam ihm von Seiten der Studirenden unterschiedene Ungunst entgegen, aus irgend einer jener kleinen Ursachen, die bei jungen Leuten Gewicht haben. (Angeblich weil er stets gelbe Handschuh trug.) Als er seine Vorlesungen über Gesundheitspflege eröffnete, ward er mit Mißfallsbezeugungen und Tumult begrüßt. Nach dem Schluß der ersten Vorlesung sammelten sich etwa hundert Studenten und zogen unter Geschrei, Singen und andern mißliebigen Demonstrationen hinter ihm her bis zu der Seinebrücke Pont des arts. Dort mußte Brückengeld bezahlt werden. Die Bande hielt einen Augenblick still. Sobald der Professor dies sah, zog er ein Fünffrankenstück aus der Tasche, warf es dem Brückeneinnehmer hin und sagte: „für mich und mein Gefolge!“ Dies änderte die ganze Scene. Die Studenten brachten ihm ein Hoch! aus und begleiteten ihn im Triumph nach Hause.

Verlag von **F. V. Herbig.** — Redacteurs: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von **C. E. Elbert.**

Am 1. April 1851 beginnt das **II. Quartal** des **X. Jahrgangs** der „**Grenzboten.**“ Wir erlauben uns zur Pränumeration einzuladen und bemerken dabei, daß alle **Buchhandlungen** und **Postämter** Bestellungen auf dasselbe annehmen.

Die Verlags handlung.

19. JULI 1973

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen